

Postort: München

J U G E N D

NUMMER 14 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Junger Fischer

Heinz Kistler

DER PFIFF

Erzählung von Harry Prueß

Kam ich die Treppe zum Bahnsteig hinab, leuchtete schon seine Mütze von weitem. Sie war nämlich merkwürdig gelb. Auch war es kein Bahnsteig mit großem Verkehr. Wir trafen tagtäglich zusammen. Meist stand er, die Hände in seinen schon etwas ergraunenden Mantel vergraben, und sann vor sich hin. Wir sahen einander zuweilen an. Verknüpfte uns zwar nur ein lockeres Band durch das kurze Zusammen im Zug: daß dies immer genau auf die Stunde geschah, das machte uns neugierig auf das Davor und Dahinter. Aber zu rechter Bekanntschaft reichte es nicht, und wir grüßten uns nie. Er war für mich nichts als der gute Begriff eines strebsamen jungen Mannes. Ich nannte ihn für meinen eigenen Bedarf den „Ingenieur“, denn kaum saß er, vertiefte er sich in ein Buch. In ein technisches, wie ich an Zeichnungen und Schaltbildern sah, wenn er vor oder neben mir saß.

Sonnabends allerdings pflegte er offenbar früher als ich zu fahren. Am letztvergangenen aber — der Zug fuhr schon an, ich entfaltete eben die Zeitung —, sprang er unerwartet noch auf. Atemlos plumpste er sonderbar schwer auf den Sitz gegenüber. Ich war noch dabei, mich zu wundern, da legte er plötzlich zwei Finger an den Mund und tat einen gellenden Pfiff! Alle Fahrgäste fuhren betroffen herum. Ich aber war mehr als betroffen: Der ruhige, fleißige, junge Mann!

„Erschrocken, Herr Nachbar?“ beugte er sich zu mir vor und versuchte, mich anzublicken. Da sah ich, wahrhaftig, der „Ingenieur“ war beschwipst! „Ich wollte bloß sehen“, erklärte er, „ob es noch klappt mit dem Pfeifen. Wenn man ein Jahr nicht mehr gepfiffen hat, weiß man das nicht. Es klappt herrlich. Noch einmal? Nein? Dann verkaufen Sie mir eine Zigarette, Herr Nachbar.“

Alles horchte und grinst herüber, nicht nur zu ihm, auch zu mir. Diese Blicke der heimlichen Schadenfreude über das Opfer der Redseligkeit eines Trunkenen machten mich darauf verzichten, hinter der Zeitung in Deckung zu gehen. Ich bot ihm die Schachtel mit Zigaretten. Er kramte fünf Pfennige aus. Ich lehnte ab. „Sie wollen nicht?“ sagte er. „Gut, dann rauchen wir eine Zigarre.“ Und zog eine Tüte hervor. Es wurde zu peinlich, jetzt dankte ich schroff. „Beleidigt?“ lachte er. „Wegen der dummen paar Bier? Herr Nachbar, es waren bestimmt nur ein paar, paar“ klein geschrieben, versteht sich. Doch wenn man es nicht mehr gewöhnt ist... Ich habe ein Jahr lang kein Bier mehr gesehen. Ein Schwur sozusagen!“ Bekräftigend hob er zwei Finger. „Ich habe ihn aber gebrochen.“ Er beugte sich dicht an mein Ohr: „Herr Nachbar, das bleibt unter uns.“

Ich nickte mit Eifer und hob schnell die Zeitung. Er aber bog einfach die Blätter nach unten. „Ich habe für Sie etwas Feines zu lesen.“ Er fächelte mir einen Brief vor der Nase umher. „Es handelt sich um ein paar lumpige Stunden, Herr Nachbar, dann wäre der Schwur nicht gebrochen, paar“ wieder klein geschrieben. Aber gebrochen ist schließlich gebrochen, ob Stunden, ob Monate, das ist ganz gleich. Wenn ich das nur geahnt hätte! Fässer voll hätte man austrinken können, inzwischen und wäre nicht so aus der Übung gekommen.“ Er lachte. „Nein, lesen Sie ruhig, Herr Nachbar! Bitte, nehmen Sie ihn ruhig selbst in die Hand! Ich erlaube es Ihnen!“

Es war ein Meisterbrief für das Elektrowerke. „Der kam heute morgen“, erklärte er. „Nun passen Sie auf: an dem Tage, an dem dieser Brief kommen würde, da wollte ich wieder zum erstenmal sehen, was Bier ist. Aber am Abend... Das ist die Geschichte. Ist jetzt etwa Abend? Ich sehe bloß lauter Nachmittag. Die Kameraden, Herr Nachbar, die haben den Schwur auf dem Kerbholz. Die hatten so Durst nach dem Brief. Aber soll ich denn jedem den Schwur erzählen?“

Und jetzt kommt die Hauptsache“, rief er. „Wer eigentlich schuld ist! Natürlich wie immer: ein Mädel. Sogar meine Braut, damit Sie es ganz genau wissen. Aus Dickköpfigkeit ist sie schuld. Hat ein eisernes Köpfchen, aber ein niedliches eisernes

Köpfchen. Ja, Eisen kann niedlich sein, darauf verstehe ich mich, wozu habe ich mich denn dies Jahr auf die Hosen gesetzt! Das heißt, ich hätte es trotzdem getan, nur langsamer, langsamer. Heute hätte ich dieses Papierchen noch nicht. Dann wären wir immer noch abends spazieren gegangen, wie früher. Mein Heimweg führt an ihrem Haus vorbei. Und pfiff ich, Herr Nachbar, merken Sie etwas? Dann kam sie!

Aber dann kam das Elektrowerkgülden. Da trank ich zum letztenmal ein paar Bier. Die teten mir gar nichts. Ich war nur vernünftig. Meine Braut auch. Und alle. Ein Meister war aber besonders vernünftig. Der Bursche konnte erzählen! Ich rede nämlich nicht viel, und besonders nach Bier bin ich schweigsam, vernünftig, aber schweigsam. Und dem Kerl gefiel meine Braut. Ist auch wirklich ein Prachtmädel. Glauben Sie nicht? Ist ihr Recht, Herr Nachbar, ich habe Beweise. Hier bitte.“

Er zog seine Brieftasche, gab mir ihr Bild. „Was? Gefällt Ihnen? Geben Sie schnell wieder her, das kommt gar nicht in Frage. Bloß damals kam es in Frage, daß sie dem Meister gefiel. Er konnte noch etwas: tanzen. Ich tanze nicht gerne. Er tanzte mit ihr. Schön, ich sah mir das an. Schließlich ist man kein Frosch. Es machte ihr Spaß an dem Abend. Dann setzte der Bursche sich zu uns. Und tanzte fortwährend mit ihr, schließlich kamen sie gar nicht mehr erst an den Tisch. Doch das ärgerte mich. Und ich war so frei, sagte ihm das. Da lachte der Kerl und sie auch. Sie auch. „Du kannst doch nicht tanzen“, meinte sie. Sie ließen mich stehen und tanzten davon. Da habe ich aber mein Bier ausgetrunken, habe das Glas auf den Tisch geknallt und gesagt: Jetzt ist Schluß! Schluß mit dem Trinken und Schluß mit dem Pfeifen! Dann habe ich mich auf die Hosen gesetzt. Oder sollte ich lieber zur Tanzstunde gehen? Herr Nachbar, ich bin doch kein Affel! Ich ging noch immer vorbei, wo sie wohnt, aber pfeifen kam nicht mehr in Frage. Ich glaube, es ist ihr arg. Sie trifft sich mit dem, aber — wetten? — sie trifft sich aus Dickköpfigkeit! Um was wollen wir wetten, Herr Nachbar? Mein Pfiff!“ — wieder schreckte der Pfiff alle Fahrgäste auf — „und schon kommt sie herausgestaut.“ Plötzlich sank sein Kopf schwer vornüber: „Oder auch nicht. Wir wollen nicht wetten, Herr Nachbar, es ist vielleicht besser. Trotzdem: heute wird wieder gepfiffen! Dann frage ich sie, ob sie mir gehört oder dem. Aber das von dem Meisterbrief hier, das erzähle ich erst, wenn sie geantwortet hat. Schließlich bin ich kein Esel, verstehen Sie. Und dann — dann kaufe ich Ringe. Doch — wenn sie dem angehört, kaufe ich Bier! Bier — dagegen war das von vornhin bloß ein Witz!“

Der Zug bremste an seinem Ziel. Er erhob sich: „Jetzt trinke ich aber zuerst einen schönen Kaffee. Guten Sonntag, Herr Nachbar...“

Als ich am Montag die Treppe zum Bahnsteig hinabkam, leuchtete wieder die gelbe Mütze; da ging ich schneller als sonst. Die Hände im Mantel vergraben, stand er und sann vor sich hin. Ich umkreiste ihn, daß er mich merke. Da endlich! Meine Hand hob sich zum Gruß — stockte auf halber Höhe — gleichgültig, gewohnheitsmäßig ging sein Blick von mir weiter dem bremsenden Zuge entgegen.

Also hatte er wirklich vergebens gepfiffen? Oder war es nur Scham, mir im Rausch sein Herz geöffnet zu haben? Oder wußte er nichts mehr davon?

Kaum saß er, vertiefte er sich in die Zeitung. An seiner linken Hand aber blitzte — jetzt sah ich es — ein Ring...

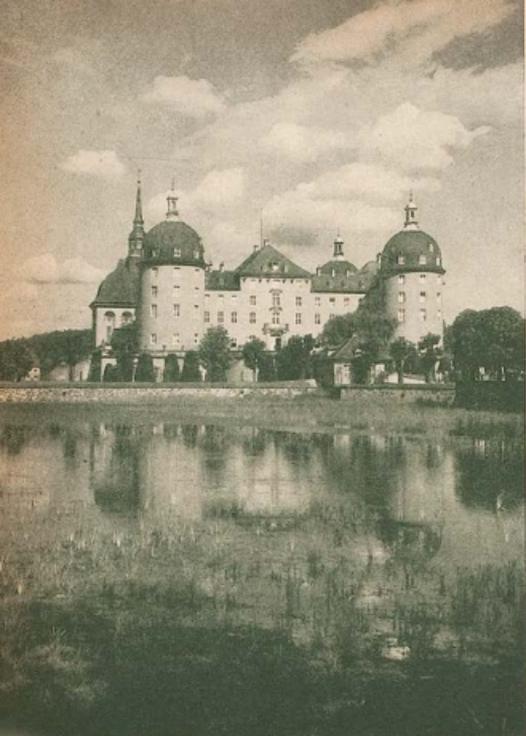
Ein Buch mit Erdgeruch ist **Michel Vomland, Der Hupfinger Wastl geht zum Bauerntheater** in farbigen Umschlag für RM. 2.50 bei Herrn Buchhändler oder beim Verlag. Das oberbayerische Bauernleben ist außerordentlich schön geschildert.

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10



Elly Ney, Beethoven spielend

D. H. Volz



Jagdschloß Moritzburg Phot. Göbel, Freital, Ideal-Camera

wie ein ganz kleiner Anfänger; aber dann überwand er sich und legte los. Es gab Lachstürme über ihn, wie stets.

Das Wunder geschah. Schon nach dem ersten Akt stürzte der Direktor aus Wien in die Garderobe, umarmte den Komiker und rief begeistert: „Herr, Sie sind überwältigend komisch! Sie sind zwerchfellerschütternd! Sie sind herrlich! Man hat mir nicht zu viel von Ihnen erzählt! Und es ist eine Affenschande, daß ein Mensch wie Sie nicht schon längst in der Großstadt sitzt!“ Zehentner murmelte nur irgend etwas; verständlich machen konnte er sich nicht. Das Glück betäubte ihn. Plötzlich fuhr der Direktor verzweifelt fort: „So ein Pech! So ein Pech!“ Zehentner konnte mit Mühe fragen: „Verzeihen Sie — wo ist hier das Pech?“

„Das will ich Ihnen sagen! Ihr Agent ist ein Ochse! Sie ahnen ja gar nicht, was der Mensch angerichtet hat! Das Lustspiel, das ich zu Beginn der neuen Saison geben will, hat zwei Komikerrollen. Die eine Rolle muß von einem hageren Darsteller gegeben werden, die andere von einem dicken.“

„Schön“, meinte Zehentner, „ich bin der hagere.“

„Ja, Sie sind der hagere. Aber der Agent hat Sie scheinbar verwechselt! Er sagte mir, daß Sie dick seien. Und jetzt habe ich für die hagere Komikerrolle einen Herrn bereits fest verpflichtet. Es ist nur mehr die dicke Komikerrolle frei. Meine Reise hierher war also vergeblich.“ Dann verabschiedete sich der Direktor mit den scherzhaften Worten: „Aber vielleicht können Sie über den Sommer zwanzig Kilo zunehmen. Dann melden Sie sich bitte bei mir.“

Zehentner war gebrochen. Seine Hoffnungen, endlich in die Großstadt zu kommen, waren wieder einmal in nichts zerronnen. Er schrieb dem Agenten einen groben Brief, aber das war nur eine kleine, persönliche Rache; an der Tatsache selbst änderte er nichts. Der Agent bat zerknirscht um Entschuldigung, er hatte einfach zwei Komiker miteinander verwechselt.

Zehentner mußte immer wieder an die Abschiedsworte des Direktors denken: „Aber vielleicht können Sie über den Sommer zwanzig Kilo zunehmen... Dann melden Sie sich bitte bei mir...“ Oh, Zehentner war nicht dumm. Nein. Er wußte, daß diese Worte scherzhaft gemeint waren. Aber trotzdem...

Er hatte kleine Ersparnisse. Mit diesen beschloß er seine bisherige Lebensweise zu ändern. Er sparte nicht mehr am Essen, nein, er ließ sich vorsetzen, was gut und teuer war. Er frühstückte üppig, er nahm ein zweites Frühstück, verzehrte das große Menü zu Mittag, aß zwischendurch und am Abend ebenfalls ausgiebig, was er früher nie gemacht hatte. Nach einem Monat waren seine gesamten Ersparnisse bereits aufgebraucht. Er weinte ihnen keine Träne nach. Es ging ja um seine Karriere. Dann stieg er auf die Waage. Er hatte dreißig Deka zugenommen... Das hieß mit anderen Worten: Wenn er so die nächsten fünf Monate weiter machte, konnte er hundertfünfzig Deka an Gewicht zunehmen. Das sind eineinhalb Kilo. Aber damit war aus dem hageren noch lange kein dicker Komiker geworden. Nein.

Gebrochen erschien er abends im Café am Stammtisch, an dem sich einige besonders nette Kollegen und Gönner aus der Stadt versammelten. Man fragte ihn nach dem Grund seiner Verzweiflung und er erzählte seine tragische Geschichte. Da meinte Düsen, der Heldenspieler: „Sie muß unbedingt etwas für dich geschehen, Zehentner!“ — „Aber was, was sollte geschehen?“ fragte der Komiker verzweifelt. „Ich habe ja nicht einmal mehr das Geld, um dreißig Deka im Monat zunehmen zu können!“ — „Eben!“, sagte Düsen sehr ernsthaft. „Du hast das Geld nicht und du kannst die Mittel zu einer Mastkur auch niemals aufbringen. Es muß sich eben ein Konsortium bilden, das dich mit dem nötigen Geld versorgt.“ Zehentner blickte verständnislos auf. „Ein Konsortium?“ — „Ja. Wenn jemand eine Erfindung machen will, braucht er die Unterstützung eines kapitalkräftigen Konsortiums. Warum sollte ein dürre Komiker, der als dicker Karriere machen könnte, nicht ebenfalls ein Konsortium finden? Ich will ja nicht sagen, daß wir Zehentner-Anteilscheine ausgeben — aber jedes Mitglied des Konsortiums kann sein Geld glänzend verzinst zurückbekommen. Ich zeichne als erster siebenhundert Schilling, meinen sogenannten Reservefonds.“

Die anwesenden Gönner zeichneten gleichfalls; und da sie in der glücklichen Lage waren, nicht Heldenrollen am Theater, sondern bürgerliche Existenzen im Leben darzustellen, konnten sie mehr geben als Düsen. Jedenfalls stand für die nächsten vier Monate die Summe von fünftausend Schilling zur Verfügung.

Der dicke Komiker

Von Wilhelm Lichtenberg

Plötzlich stand Zehentner bleich und schlotternd vor der Portierloge des kleinen Provinztheaters. Er hielt ein Schreiben in den zittrigen, ohnmächtigen Fingern und starrte, nach Atem ringend, in die Luft. Kollege Düsen, der erste Heldenspieler, kam zufällig vorbei, erblickte Zehentner, erschrak, und sprang hinzu, um ihn zu stützen. „Allmächtiger Gott — was ist mit dir?“ Zehentner konnte lange nicht antworten: Nur wortlos überreichte er Düsen den Brief. Dieser las. Dann sagte er: „Gratuliere! Mensch, hast du ein Schwein!“

„Ja“, rang sich Zehentner schwer ab. „Wenn das nur klappt, wenn das nur klappt...!“

Düsen, ein ausgezeichnetster Kollege, beruhigte ihn. „Warum sollte es nicht klappen? In Wien suchen sie einen Komiker für ein Stück, das zu Beginn der nächsten Spielzeit herauskommen soll. Der Agent hat dich in Vorschlag gebracht. Der Direktor kommt morgen zu uns, um dich anzusehen. Du bist ein ausgezeichnete Komiker. Mußt ihm gefallen. Warum sollte er dich also nicht engagieren?“

Zehentners über alles komische Erscheinung, die in ihrer Dürreheit dem des Ritters von der nächsten Gestalt glich, setzte sich mühsam in Bewegung. Während er die Stufen zur Bühne emporschritt, wo jetzt die Probe beginnen sollte, stammelte er immerzu nur: „Hoffentlich... hoffentlich! Ich hatte gar nicht mehr gehofft, aus der Provinz geholt zu werden...“

Zehentners große Chance war die Sensation des heutigen Probentages. Man beglückwünschte ihn, aufrichtiger, weniger aufrichtig — je nachdem —, man versprach ihm, Dämon zu halten, und hoffte insgeheim, von dem Großstadtdirektor mit Zehentner zugleich entdeckt zu werden.

Am nächsten Abend saß der Direktor aus Wien tatsächlich im Zuschauerraum. In der ersten Proszenlumloge, Unheimlich vorne. Zuerst schnürte es Zehentner ja die Kehle zu, er war aufgeregt

Zehentner begann nun wahre Rekorde des Essens aufzustellen. Er aß dreimal des Morgens, zweimal mittags, viermal abends, er aß zwischendurch, er verschlang unheimliche Mengen Bier, er nahm nur hochwertige Nahrungsmittel zu sich, die er sich vorher auf der Kalorientabelle genau errechnete, und da die Sommerferien der kleinen Bühne bereits begonnen hatten, blieb er tagelang zu Bette, unbeweglich, um von seinen heißgeliebten Nenn-Einheiten nicht eine einzige mehr hergeben zu müssen.

Und — er begann sich zu runden. Zuerst schüchtern, dann immer kräftiger, immer ausholender, immer gewaltiger. Leider waren die fünftausend Schilling des Aktienkapitals sehr bald aufgebraucht. Nach zwei Monaten mußten junge Aktien ausgegeben werden. Allerdings hatte Zehentner schon zehn ehrliche Kilo zugenommen und seine Augen verschwanden bereits hinter glänzenden Fettpolstern. Denn darauf hatte die G. m. b. H. nicht Rücksicht genommen, daß Fettleibigkeit ein Zustand ist, der völlig geänderte Lebensbedingungen mit sich bringt. Mit achtzig Kilo Lebendgewicht kann man die Kleider nicht mehr tragen, die man mit siebzig Kilo trug. Man kann sich nicht mehr auf längere Strecken zu Fuß fortbewegen, sondern muß sehr häufig in ein Taxi steigen. Aber auch die Gesundheit wehrt sich dagegen, daß das Herz in einen Fettpolster eingekleidet wird. Man muß schon häufiger den Arzt aufsuchen, man braucht Medikamente, weil es mit dem Atem nicht mehr so geht und mit dem Treppensteigen.

Und wie jedes Ding, das rationell angepackt wird, zu einem gedeihlichen Ende führt, so konnte Zehentner auch — es war Mitte August — seine neunzig Kilo fauchend und stöhnend in ein Abteil verfrachten, um sie dem Direktor nach Wien zu führen. Keuchend stieg er die Treppen zum Direktionsbüro empor, außer Atem gekommen, bat er den Theaterdiener, ihn beim Direktor zu melden. Er wurde sofort vorgelassen.

Der Direktor empfing ihn mit fremden Blicken: „Bitte? Sie wünschen?“ — „Erkennen Sie mich nicht, Herr Direktor: Ich bin ja Zehentner.“ — „Unsinn! Zehentner ist doch lang und dürr. Sie hingegen...“ — „Ich habe die gewünschten zwanzig Kilo zugenommen. Und jetzt bin ich der dicke Komiker, den Sie suchten.“

Der Direktor sank vernichtet in seinen Fauteuil. „So ein Pech! So ein Pech!“ stöhnte er. „Gerade heute wollte ich Ihnen nämlich einen Vertrag schicken. Es ist mir gelungen, den dünnen Komiker los zu werden und einen ausgezeichneten dicken Komiker zu engagieren. Und wenn Sie nicht unglücklicherweise neunzig Kilo hätten, könnte ich Ihnen diese Rolle übertragen.“

Zehentner wankte gebrochen aus dem Büro. Und hörte nur noch, wie der Direktor ihm nachrief: „Ja, wenn Sie innerhalb von vier Wochen zwanzig Kilo abnehmen könnten...“

Der Schirm

Der Schirm ist ein praktischer Gegenstand. Mit einem Schirm kann man tausend Dinge machen. Man kann einen Schirm daheim lassen oder unter den Arm klemmen, man kann einen Schirm aufspannen oder als Spazierstock verwenden, man kann einen Schirm als Geburtstagsgeschenk verschenken oder sich als Geburtstagsgeschenk schenken lassen, man kann einen Schirm irgendwo stehen lassen, man kann einen Schirm irgendwo mitnehmen.

Bruno Bauer nahm einen Schirm mit. Aus einem Kaffeehaus. Der Schirm war nicht sein Schirm. Aber Bruno Bauer wußte das nicht. Vielmehr, er dachte nicht daran. Bruno Bauer nahm einen fremden Schirm ganz aus Versehen mit. Weil es draußen regnete. Und weil er annahm, daß er mit einem Schirm in das Kaffeehaus gekommen war. Was aber eben nicht der Fall war. Bruno Bauer marschierte mit dem fremden Schirm aus dem Café.

Pötzlich klopfte ihm einer auf die Schulter.

„Sie erlauben schon —“

„Bitte?“

„Sie haben meinen Schirm mitgenommen!“

„Ihren Schirm?“

„Keine Geschichten! Geben Sie mir meinen Schirm zurück, oder ich hole die Pollizei!“

Bruno Bauer schaute den fremden Herrn an. Bruno Bauer schaute seinen Schirm an. Und erschrak. Das war wirklich nicht sein Schirm, das war wirklich ein fremder Schirm. Und Bruno Bauer stand in peinlichster Verlegenheit.



„Verzeihen Sie vielmals“, stotterte er, „es war wirklich nicht meine Absicht — ich habe das auch gar nicht nötig — ein dummes Versehen — hier ist Ihr Schirm — entschuldigen Sie — wirklich nur ein Versehen —“

Der fremde Herr aus dem Kaffeehaus glaubt natürlich kein Wort. Aber er sagt:

„Schon gut. Hauptsache, daß ich meinen Schirm wieder habe.“

Bruno Bauer trifft seine drei Freunde. Bruno Bauer erzählt ihnen noch immer ganz betroffen das traurige Erlebnis. Die Freunde lachen, daß es eine Art hat. Dabei denken sie plötzlich an ihre eigenen Schirme. Sie sind mit Schirmen von daheim weg, jetzt regnet es nicht mehr, und sie wollen ins Theater. Im Theater aber kostet jeder Schirm dreißig Pfennige Garderobengebühr.

„Lieber Bruno“, sagen sie gleichzeitig, „du könntest uns einen großen Gefallen erweisen. Du gehst doch jetzt nach Hause. Nimm bitte unsere drei Schirme mit. Das wäre sehr nett von dir. Willst du so nett sein?“

Bruno Bauer will so nett sein.

Er nimmt der drei Freunde drei Schirme. Und besteigt die Straßbahn.

In der Straßbahn sitzt Bruno Bauer. Mit den drei Schirmen im Arm. Und denkt vor sich hin. Plötzlich steigt ein Herr ein. Setzt sich Bruno Bauer gegenüber. Es ist der fremde Herr aus dem Kaffeehaus. Der Herr mit dem Schirm. Bruno Bauer wird blutrot. Über das Gesicht des Herrn geht ein erkennendes Schmunzeln. Er zeigt auf die drei Schirme in Brunos Arm. Und sagt: „Wie ich sehe, hat sich die Sache für Sie doch noch gelohnt.“



Freundinnen

Aufn. Otto König

Der Spatz Maximilian

Eine Erzählung von Maria Heil de Brentani

Die Geheimnisse des Lebens liegen gar nicht in Wolkenkuckucksheim... Sie wispeln stündlich um uns her und wollen nur Verstecken spielen. — So lange wir dieses Haschspiel mitmachen, sind wir so recht von Herzen jung. Wenden wir uns aber müde und blasieret davon ab, so ist das ein gutes Zeichen dafür, daß wir anfangen bedenklich alt und unnütz zu werden.

Der Spatz Maximilian, von dem ich erzählen will, birgt ein solches Geheimnis unter seinem seltsam bunten Federkleidchen. Wie könnte es sonst möglich sein, daß Maximilian einen Rock trägt, wie ihn kein Schneider im Spatzenreich zu machen pflegt? Ein Spatz mit quiltgelben Rockschößen und orangefarbenen Aufschlägen! — Etwas unzeitmäßig eigentlich; so bunt pflegte man in der Biedermeierzeit daherzuspielen.

Aber sonst war er ganz Spatz! Jeden Morgen sitzt er mit Dutzenden Vertretern der misera Spatzen-plebs als einziger adliger Spatz auf dem Rande des Futterkastens im Garten und benimmt sich gar nicht so, daß man ihn auf den ersten Blick als Adelsproß erkennen könnte, wenn... eben nicht dieser hochfeudale Rock wäre! Gewiß ist Maximilian — ich habe ihn so getauft, weil ich davon überzeugt bin, daß er einer romantischen Verbindung zwischen einem edlen Kanarienvogel und einem ruppigen Sperling entstammt, folglich noch zu einem erheblichen Prozentsatz adlig ist — gar nicht anhänglicher als die anderen Pensionäre vom Futterkasten, gewiß finde ich mich bei dieser Annahme in einem jener beliebten Irrtümer, die sich der Mensch in der Renommier-Virtirine seiner verdängten Leidenschaften stellt, um sich ein wenig eitel daran zu ergötzen. Aber ich bilde mir ein, daß meinem Freunde und Kostgänger meine Sonnenblumenkerne und Hanfsamen besser schmecken als in den Nachbargärten. Tatsache ist jedenfalls, daß Maximilian an jedem Morgen mein Gast ist.

Von dem Tage seines ersten Besuches an galt meine ganze Aufmerksamkeit nur ihm allein. Selbst die dicke Amsel, die mir des Morgens mit selbstverständlicher Eleganz ihre Aufwartung macht, um dann zur Belohnung Brotkrumen und Rosinen aus der Hand entgegenzunehmen, vergaß ich vollends. Zum näheren

Studium des romantischen Bastards lieb ich mir von der Nähfrau deren heftig rollenden Kanarienspatz aus, stellte den Bauer ans Fenster und harpte der Dinge, die da kommen sollten. Aber es kamen gar keine! Hansi stellte sofort seine Konzerte ein, weil ihm die Atmosphäre am Fenster nicht behagte, und ich zog es vor, Maximilian mit einer Wasserpeife anzulocken. Jeden Morgen zwischen 8 und 9 Uhr veranstaltete ich von nun an am geöffneten Badezimmerfenster Triller-Unterricht für Roller und für solche, die es werden wollen. Aber es schien, als sollte sich das Geheimnis um Maximilian nicht lösen. Hilfesuchend wandte ich mich daher eines Tages an die exakte Wissenschaft in Gestalt von Herrn Studienrat Dr. Friedrich Katzenwadel. Dr. Katzenwadel hat auch einen Vogel. Aber keinen „theoretischen“, sondern einen giftgrünen aus dem brasilianischen Urwald. „Lora“ besteht nur noch aus Haut und Knochen und ist sozusagen ein lebendes Fossil. Auch sie ist ein Geheimnis. Hier ist es das Alter, das sie — wie Damen gemeinhin — gehehmt.

Dr. Katzenwadel ließ sich also von mir über den Fall Maximilian referieren, überzeugte sich durch stundenlange Inaugenscheinnahme persönlich von der auffallend gelben Färbung des Kanarienspatzes und eröffnete mir schließlich: Es ist völlig ausgeschlossen, daß dieser Maximilian einer natürlichen Verbindung zwischen Spatz und Kanarienvogel entstammt. Schon aus dem einfachen Grunde, weil es in der deutschen Fauna gar keine Kanarienvögel gibt — Diese entstammen nämlich — wie das bereits der Name besage — der Vogelwelt der Kanarischen Inseln. In Deutschland aber würden die gelben Sänger in warmen Stuben — insbesondere im Harz — gezüchtet. Folgerung: Maximilian ist das Produkt irgendeiner deutschen Kanariennecke! Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Nach einigen Tagen stand in sämtlichen Züchterorganen und -orgänchen eine Anzeige folgenden Inhalts zu lesen:

„Seltsames Züchtungsprodukt: Kanarienvogelspatz, soeben zugeflogen. Sachdienliche Mitteilungen unter ‚Maximilian‘ an die Geschäftsstelle des Blattes.“

Der Erfolg ließ nicht zu wünschen übrig. Aus allen Teilen Deutschlands, aus halb Europa, überall daher, wo man Kanarienvögel züchtet, kamen Zuschriften. Altrenommierte Kanarien-Musikhochschulen waren darunter, und es war abenteuerlicher, wem alles der Spatz Maximilian entfliegen sein sollte. Da schickte einer gleich Rückporto in Briefmarken — für Brief und Spatz — mit, seiner Beschreibung nach aber mußte dem Einsender eher ein kleines Rebhuhn statt des raren Vogels entfliegen sein.

Eine andere Zuschrift wollte mir weismachen, der zugeflogene Vogel sei in Wirklichkeit kein Kanarienspatz, sondern eine sensationelle Kreuzung zwischen einem Mäusebusard und einer Schwalbe. Nach zehnjähriger Arbeit sei dem Einsender diese Bastardierung gelungen, nun aber sei das undankbare Produkt so vieler Schweißtropfen auf und davon geflogen.

Nein, nein und abernals nein! Keine der Beschreibungen traf auf Maximilian zu. Weder Rebhuhnspatz noch Schweißtropfenvogel!

Zum zweiten Male bestürmte ich den Dr. Katzenwadel, worauf der Gelehrte mir einen — wie er sagte — sparsam auskalkulierten Kostenvoranschlag für eine Studienreise nach den Kanarischen Inseln, verbunden mit einem Abstecher nach London, Britisches Museum, Abteilung „Steinzeitliche Ausgrabungsfunde, III B Vogelwelt“ unterbreitete. Alles in allem 7486 Mark und 44 Pfennige einschließliche Trinkgelder für die Hotelkellner, Stiefelputzer und Stubenmädchen. Ich versprach dem Doktor, mir die Sache ernstlich zu überlegen, blickte noch einmal nachdenklich auf Maximilians Futterplatz, wo sich das „Geheimnis der Natur“ gerade mit einem dicken Spatzenweibchen herumzankte und dabei die unflätigsten Schimpfworte vernehmen ließ, nahm die zu dicken Bündeln geschnürten Einsendungen auf die Spatzen-Anzeige und begab mich — zum Ofen.

Es gab ein kurzes rasches Aufflammen und nachher eine dicke Wolke von Papierstaub.

Symbol! Ich hatte das Geheimnis um Maximilian dem Himmel anvertraut, woher es auch gekommen sein mochte.

Die Akten für den Fall Maximilian waren für alle Zeiten geschlossen.

Ich habe meinen Vorsatz auch treulich gehalten und niemals wieder Studien über den seltsamen Gast meines Vogelspeisehauses im Garten angestellt. Er interessierte mich um keinen Deut mehr als die anderen ruppigen Kerle, die sich da draußen

um das Futter balgten wie Gassenjungen um einen Groschen. Nur ein einziges Mal habe ich wieder an ihn denken müssen. Als ich kürzlich dem Klassenlehrer von Axel auf der Straße begegnete. „Na“, erkundigte ich mich wohlwollend, „macht Ihnen mein Junge immer noch so viel Spaß?“ —

„Ja“, sagt der Doktor Schramm und guckt mich dabei mit einem wehleidigen Blick quer über die Brille an, „er ist in meinen Fächern gut, sehr gut sogar, aber er ist ein entsetzlicher Lausejunge!“
„Ach — —“

„Ja, hören Sie nur“, ereifert sich der kleine dicke Doktor und setzt mit einem energischen Blick die inzwischen auf die Nasenspitze heruntergerutschte Brille wieder an den ihr von der Natur zugewiesenen Ort zurück, „hören Sie nur, was mir Kollege Katzenwadel — Sie wissen doch, der Naturkundelehrer — erzählte: Hat dieser Bengel doch tatsächlich mit drei anderen Quartanern einen „Bund der Naturfreunde“ gegründet. Und was

machen die Kerle als erstes? Fangen Spatzen auf Leimruten, pinseln sie mit roter oder gelber Blaufarbe an und lassen sie dann wieder fliegen. Das ist nun der Erfolg des Unterrichts über die Vogelarten der exotischen Länder! Unerhört, nicht wahr?!“

„Tatsächlich, unerhört!“ sagte ich und meinte dann noch: „Wie dumm doch solch ein Kind ist. Zu denken, daß ein Mensch so einen künstlichen Exoten für echt halten könnte!“
„Ach, glauben Sie das nur nicht“, lächelte der Doktor überlegen, „das war nur eine Lausbüberei, kein vernünftiger Mensch würde solch einen bemalten Spatzen, häh, für einen exotischen Singvogel halten!“

„Doch, doch“, versicherte ich ihm, „ich kenne sogar einen, der wollte deswegen zum Britischen Museum fahren.“
Ich habe mich etwas plötzlich verabschiedet und fühle jetzt deutlich, wie mir der Doktor Schramm kopschüttelnd über die inzwischen wieder bis ganz herunter auf die Nasenspitze gerutschte Brille nachblickt...

Jeder hat so seine Method'!

Von Wilhelm Lenemann

„Der Rudi Dresen hat gestohlen!“ Die Kundé lief wie ein Flugfeuer durchs Dorf. Von Tür zu Tür riefen es sich die Weiber zu. Es war leider wahr. Rudi, der kreuzbare Sohn des alten Dresen, hatte von der Wäsche des Nachbarn Hülstrup, die zur Nachtzeit im Mondenschein auf der Bleiche gelegen, ein Laken gestohlen. Der Flurhüter, der ihn dabei ertappte, meldete es dem Vorsteher. Der rieb sich den grauen Schädel.

„Eine saudumme Geschichte, Eckmann. Der Junge ist bliamiert, den Alten ist's eine Schand, dem Dorf ist die Ehre genommen. Das darf nit sein.“

Der Bauer ging ratlos auf und ab.

„Also Eckmann, du hast mir das vorderhand nur privat mitgeteilt, nicht amtlich, verstehst? Da ru' mir einmal den Rudi selbst her, daß ich hör', wie die Sach' gewesen.“

Nach einer Viertelstunde stand der Bursche vor dem Vorsteher. „Machtst ja nette Sachen! — Schämst Dich nit! — Stiebst! — Habt nit Laken genug im Haus!? — —“

Die Vorwürfe fielen wie Hammerschläge auf den armen Burschen. „s war nit ums Laken, Herr Vorsteher, hätt' schon gern eins dabeigelegt, wenn's nötig gewesen.“

„Also was war's?“

„Die sollten ein wenig mehr auf die Wasch achten.“

„Seit wann ist das Mod' im Dorf, daß man eine Wach' bei die Wasch legt? Sind nicht alle hundemüd vom Tag? Die Alten und auch der Knecht und die Magd. Und sollt sich etwa das Minchen dabei setzen? — —“

„Wär' nit gar so schlimm gewesen.“

Der hellhörige Bauer horchte auf.

„Und dazu hast die Nacht nötig? Siehst das Minchen nicht am Tag genug, he?“

„Eben nit, sie tut sich draußen nit sehen lassen; ob sie nit darf, ob sie nit will, ich weiß nit...“

„Also hast se gern?“ lockte der Bauer.

„Wer hat sie nit gern. Aber ich wußt mir keinen Rat.“

„Und da nimmst ein Laken. Ein schlimmer Weg, Rudi!“

„Ein jeder hat so seine Method', Herr Vorsteher.“
„Also da geh' jetzt, will sehen, ob sich die Sach' noch bebiegen läßt.“

Der Vorsteher atmete erleichtert auf. Dem Himmel sei Dank! Da brauchte man keine Feder drum anzusetzen. Nochmal: Dem Himmel sei Dank!

Zum Abend lud er die beiden Alten zu sich, den Hülstrup und den Dresen. Nach dem dritten Wachholder, da die Mäuler etwas geschmiert waren, fragte er wie nebenher: „Den Rudi magst nit, Hülstrup, he?“

„Mag ihn wohl, sehr wohl, ist brav und fleißig, hätt' nimmer von ihm gedacht, daß er stehlen tät.“

„Tun wir das Laken belseit! Also du magst ihn; aber du, Dresen, was hast du gegen das Minchen?“

„Ich? Nix nich' — Ist ein blitzsauber Ding.“

„Also warum“, schlug der Vorsteher mit der Faust auf den Tisch, „gebt ihr die beiden dann nit zusammen?“

„Ja, wißt Ihr“, lachte der Hülstrup überlegen, „der Dresen und ich, wir waren uns längst einig. Aber mein Mädel und der Rudi, die kamen gar nicht vorwärts, und da haben wir gedacht, wollten sie ein wenig aufsässig machen, wißt, die verbotenen Früchte schmecken besser, und da hab' ich dem Minchen gedroht: Kannst mir mit jedem Bub' im Dorf kommen, nur mit dem Rudi nit, er hat nix, der kann nix, und taugen tut er auch nix! Das Mädel, ehfrüchtig und dumm, wie die Weibslaut nun einmal sind, große Augen hat's gemacht, aber den Rudi hat's



Stakender Schiffer

Phot. I. Gollka, Berlin, Contax

von Stund an nit mehr angeschaut. Gefürcht hat's sich vor ihm!" Der Vorsteher schüttelte seinen grauen Kopf: „Und du hast's wohl akkurat so gemacht, Dresen?“ „Alleweil, wie's verabredet wär, er soll mir nur nit mit der Schlunz von da drüben ankommen.“ Der Vorsteher konnte sein Lachen nicht mehr verbeißen, aber giftig wetterte er dann darin: „Saudumme Tröpfe seid ihr gewesen in all eurer Schläue, alle beid“, ihr...“ Und er erzählte, weshalb der Rudi das Laken gestohlen. Die beiden Alten sahen sich erstaut an. „Jeder hat eben seine besondere Method“, meinte der Dresen kleinlaut, „nur schlagt sie nit immer an.“ Er sah betrübt in sein leeres Glas. „Aber da wär ja nun alles in der Reih.“ „Da laßt eure Händ' nur vorn!“ entschied der Vorsteher, „Ihr vermengelt sonst doch wieder den Brei.“ In der Frühe des andern Tages fand er sich selbst auf dem Hofe des Hülstrup ein. Der Alte war auf dem Felde. In der Diele traf er das Minchen: „Daß ich nit vergeß, Minchen, kannst gleich mal hinters Backhaus gehen, da wartet wer auf dich!“ Und ging dann zu Dresen hinüber. Der Rudi hatte sich aus Scham nicht aufs Feld gewagt. Der kam ihm gerade recht. „Schau mal nach, Rudi, mir war's als hätt' dich da grad jemand hinterm Backhaus gerufen.“ Und lachte dann leise in sich hinein. Und wartete geduldig, eine Viertelstunde — eine halbe Stunde — Da aber die beiden gar nicht wieder hinter dem Backhaus hervorkamen, nickte der alte Schalk und begab sich heim.

Der Albumvers

Skizze von J. Mühlenpfordt

Die kleine Addie saß in ihrem Schulzimmer am Schreibpult. Aber sie schrieb nicht. Sie beobachtete aufmerksam, wie die Sonne durch das Tintenfaß aus blauem Glas über das Papier flutete, und dachte, wie hübsch es sein müßte, wenn Schwürze auf diesem blauen Strom schwämmen und Wiesen mit Dorfhäusern und Kirchtürmen an seinen Ufern lägen...

Die kleine Addie hatte den Federhalter in der Hand und einen großen Tintenklecks am Mittelfinger, aber geschrieben hatte sie doch nichts. Sie blickte auf das offene Album: vier Linien hatte man ihr mit Bleistift gezogen, also vier Zeilen sollte der Vers haben; und darunter noch einige kürzere, dahin kam der Name und noch irgend etwas. Die dünnen grauen Linien sahen sie nicht gerade wohlwollend an, eben dünn und grau. Sie blätterte einige Male rück- und vorwärts und wieder hin und her. Dann tauchte sie entschlossen ein und schrieb ganz tief unten an den Rand: Rittergut Luisenhof, den 29. März...

Auf der Pultplatte war allerlei eingeritzt und gekritzelt. Das hatten Addies ältere Brüder und Schwestern getan, die alle in diesem Zimmer und an diesem Pulte von Fräulein Schwede unterrichtet waren. Sie kannte alles, Buchstaben und Daten, Sterne und Fähnchen und das vierbeinige, gattunglose Geschöpf, aber sie betrachtete sie heute mit besonderer Aufmerksamkeits und begann, überall Tintenkreise herumzuziehen.

Fräulein Schwede war in ihrem Liegestuhl eingeknickt. Die Blätter des Buches auf ihrem Schoß drehten sich bei jedem leisen Schnarcher, und jedesmal machte der aufblitzende Goldrand einen feinen Riß durch die Luft. Addie hielt in ihrer Betätigung inne: Das arme Fräulein Schwede! Als ob mit einem spitzen Nagel in ihrem Gesicht hin- und hergeritzt wäre! Wie gelb sie aussah und wie kraus! Addie müßte an das Jahrmarktschweinchen denken, das Onkel Georg ihr mitgebracht. Es war aus rosa Gummi gewesen und quiekte so vernünftig, wenn man es aufblies. Aber nach ein paar Tagen hatte es zwischen ihren Büchern und Spielsachen gelegen, zusammengeschrumpt, welk und stumm.

Addies Augen schwammen plötzlich in Tränen, wie sie zu der Schlafenden hinübersah. Ob sie — Addie — an all diesem schuld war? Wie oft hatte Fräulein Schwede gesagt: „Addie, daß ich das von dir erleben müß!“ oder: „Du bist eine Handvoll Erde auf meinen Sarg, Addie!“

Morgen reiste sie fort und kam nicht wieder; zu ihrer Nichte in Königsberg ging sie, die auch Lehrerin war. Nun sollte sie aber auch zum Abschied etwas recht Liebes ins Album geschrieben



Akt-Studie

W. Fiehmig

bekommen. Das kleine Mädchen blätterte wieder in dem Buche. Aber, was die anderen geschrieben hatten, das gab den Gefühlen ihres liebenden Herzens nicht genügend Ausdruck. „Zur Erinnerung —“ „Dies schrieb zu stetem Gedenken —“ Nein, so etwas wollte sie nicht, es mußte etwas Besonderes sein. Und so pflückte sie aus allen Widmungen derer, die ihr am nächsten standen, das Schönste heraus und band daran folgenden Gewinde:

„Dies schrieb innigst zur Beherzigung für die Zukunft
Ihre Sie liebende Addie.“

Da stand es, mitten auf dem Blatte; beinahe hatten die Linien nicht ausgereicht. Aber es machte sich sehr nett, es war gar nicht mehr so leer, das Blatt. Nun fehlte noch der Vers, doch der würde sich auch noch finden. Addie war ganz zufrieden.

Fräulein Schwedes Kopf lag jetzt ganz seitlich; etwas nach hinten. Sie schnarchte wie eine sanfte Baßgeige, die von ungelübter Hand gestrichen wird. Durch die Fensterscheiben, die blau und fleckig waren vom Schmelzwasser der Erlbäumen, zogen die Sonnenstäubchen ihre Straße. Das kleine Mädchen sah, wie sie von Fräulein Schwedes Mund eingesogen und kerngerade in die Höhe gewirbelt wurden, daß sie nur so durcheinander purzelten. Wie ein feuerspeiender Berg! Wenn das Hartwig und Friedel hätten mit sehen können!

Aber sie mußte noch den Vers schreiben. Am Fenster saß ein Schmetterling. Er war heute früh plötzlich aus der Truhe, zwischen den dicken Brennholzscheiten weggefliegen. Nun hob und senkte er leise bebend die schwarzen, blauweiß geränderten Flügel. Ob ihm so wohl war, oder ob ihm etwas weh tat? Addie dachte daran, ihn vorsichtig in den Garten zu tragen.

Doch der Vers! Die vier dünnen Linien erinnerten an Papas Stirn, wenn er sehr böse wurde. Ach, woher sollte sie einen Vers bekommen? Sie hatte niemand, den sie um Hilfe bitten konnte. Einerseits waren die innigen Wünsche, die sie ihrem lieben Fräulein Schwede mitgab, eine vertrauliche Sache, in die sie keinen Dritten hineinbeziehen konnte; außerdem schlief alles, es war so still, daß man das Flügelbeben des Schmetter-



Aus dem Schwarzwald

E. Brauneis



Auf Hiddensee

Heinz Kistler

lings hören konnte, — und Fräulein Schwedes Baßgeigenstriche. Jetzt kam ein Federchen geflogen, leicht und fein wie eine Elfe. Gleich mußte es in den Bereich des Luftwirbels geraten, der die Sonnenstäubchen purzelnd machte, jetzt, jetzt, — Addies Augen, die von Verzweiflungstränen wegen des Albumverses glänzten, lachten plötzlich vor Vergnügen. Wie das behaglich segelnde Federchen erschrak, wie es Purzelbäume schlug und hoch, hoch in die Gardine flitzte!

Addie konnte sich nicht länger halten, das Federchen kam schon wieder zurück, gleich mußte es wieder hochsauen. Das kleine Mädchen glitt vom Pult, über den Läufer, zur Tür hinaus, selber wie ein Sonnenstäubchen husch hinaus in die Diele, über die Treppe, in den Garten...

Wölkchen hingen an des Himmels blasser Seide wie verwehte Eiderdaunen. Diese Frühlingsschönheit war so überraschend gekommen, daß die Erde hier unten nicht Zeit gehabt hatte, für etwas Ähnliches zu sorgen. Die alten Parkbäume und das knotige Buschwerk standen denn auch einigermaßen verlegen da. Einige fahle Blätter und Samenbündel vom vorigen Jahr raschelten noch in den Zweigen. Die vielgerühmte, immergrüne Herrlichkeit der Tannen nahm sich auch nur wie ein ehemals ganz hübsches, abgetragenes Winterkleid aus. Die Vögel huschten noch wie stumme Schatten durchs Gestrüpp des wilden Weines; nur eine Blaumeise rief: „Ist's denn wahr? Ist's denn wahr?“

Addie lief mit ausgebreiteten Armen über den verwitterten Rasen, die Wege entlang, über die Tuffsteine und das Becken des Springbrunnens. Der Jagdhund umsprang sie keuchend, ohne zu bellen. Sie umtanzte eine junge Birke, schüttelte die Haselzweige mit den fein stäubenden Kätzchen und warf sich neben den Zaunbuchenhecken ins weiche, durchwärmte Wildgras. Spielend zupfte sie die langen gebleichten Halme, da — schon ein junges Hahnenfußblatt, eine sprießende Löwenzahnrossette, — und das, — „Ist's denn wahr?“ sagte Addie und

kniete auf, „ein Veilchen? — Ja, ein Veilchen! Harras, ein Veilchen, und hier, und dort...“

Da hockten sie, scheu und kurzgestiebt, die fahlen Halme lagen kreuz und quer darüber hin. Addie mußte an etwas Liebes, Kostbares denken, sorgfältig verpackt und eingehüllt, ja, woran doch gleich? — An die bunten Osterieier und Häschchen, die Tante Ida ihr geschickt, die so entzückend durch die Holzrolle gekuckt hatten, als sie den Schachteldeckel hochnahm.

„Sieh doch, Harras, so viel Veilchen“ — sie wehrte der schnuppernden, feuchten Schnauze — „nicht doch, laß!“

Und sie kniete und machte jedes Blümchen frei, indem sie das trockene Gras mit dem Zeigefinger im Kreise herum fortzog, behutsam, immer weiter, daß das Blau dalag wie Osterieier im Nest.

Das Herz klopfte ihr. Wenn sie nachher Mama herbeiholte und Fräulein Schwede und die anderen! — Ach, Fräulein Schwede, das Album, das noch auf seinen Vers wartete! —

Auf einmal sprang sie auf und lief noch schneller als sie gekommen, in die Schulstube zurück. Da lag noch das Album, da drehte Fräulein Schwede den Kopf mit einem sanften „hrax“ auf die andere Seite, da tanzten noch immer die Sonnenstäubchen. Da saß Addie wieder, tauchte zum dritten Male die Feder ein und schrieb:

Sei wie das Veilchen im Moose,
Bescheiden, sittsam und rein,
Und nicht wie die stolze Rose,
Die immer bewundert will sein.

Dann schlich sie leise nach oben und schob das Buch in einen Koffer. Am anderen Morgen früh fuhr Fräulein Schwede nach Königsberg. Es war zuletzt, wie oft vor der Abreise, sehr eilig gegangen, und in einem der vielen großen und kleinen Koffer, zwischen Kleidern, Schuhen und allerlei Nützlichkeiten des Alltags, lag ungelesen und unbeherzigt, der innige Wunsch der kleinen Addie für die Zukunft.

Auferstehung

Die Hüllen sind gesprengt! —
In einer Frühlingsnacht öffneten leise
Die ersten Knospen sich und wagten sich hervor
In ihrem feinen zarten Grün.
Viel and're taten's nach und freuten sich
Des hellen Morgenlichts.

In tiefer Andacht steh'n wir nun davor
Und schau'n die Auferstehung der Natur.
Denken an unsichtbare Meisterhände, —

Aus unseren Sinnen weckt uns einer Glocke Ton. —
Er legt sich uns aufs Herz,
Das träumt von Frühlingslicht und Auferstehung.

Gertrud Isert

Über Handweberei

Neubelebung eines alten Handwerks

Man findet Handwebstühle noch als Familiengut oder in einer Bauerntruhe. Meist schon in den Museen, und da bilden sie für den, der sie liebevoll betrachtet, eine schier unerschöpfliche Quelle des Studiums und der Freude. Immerhin, seit dem Tage, an dem der mechanische Webstuhl in Betrieb gesetzt wurde, ging es überall schnell zurück mit dem Selbstkönnen, Selbstausdenken, mit dem Selbstarbeiten. Der Jacquardstuhl, die Schafmaschine konnte ja viel üppiger mustern, konnte in weniger Zeit mehr liefern, also billiger arbeiten. Und kaum noch unsere Großeltern wissen etwas von dem Zauber eigenen Webens.

Auf dem Lande wird auch nicht mehr gewebt; der Flachsbau lohne nicht, die Wolle wandert zum Aufkäufer. Die Webstühle sind zusammengeschlagen, die einzelnen Teile — manche mit wunderschönen Schnitzereien — liegen auf dem Boden. Vielleicht daß ab und zu eine alte Frau die Flecken und Stoffreste verwebt zu Läufern. Nur noch in der Heide, in Norddeutschland hatte sich das Handwerk in gewisser Kunstfertigkeit erhalten, und von dort her setzte wohl auch das starke Aufleben ein.

Seit gut einem Jahrzehnt etwa gibt es in den Geschäften wieder handgewebte Stoffe zu kaufen; besonders die Dürerhäuser und Volkskunstläden brachten sie. Hauptächlich erst Schwedenstreifen und einfachen bäuerischen Beiderwand, Heimarbeit auch aus Schlesien, Franken, aus der Eifel. Damit ist der Markt bald gesättigt, und nunmehr setzt die eigentlich aufbauende Arbeit der einzelnen Werkstätten ein. Ein unerschöpflich reiches Feld tut sich auf. Man begnügt sich nicht mehr mit einfachen Bindungen wie Leinen, Körper, Gerstenkorn, es kommt aber vor allem ein wesentlicher Faktor hinzu: das Material. Früher wurde Wolle verwebt und Leinen, in manchen Gegenden Seide. Selbstgesponnen, oft in wunderschönen Färbungen. Nun kommen uns die Erzeugnisse neuzeitlicher Industrien entgegen. Es gibt Baumwolle, es gibt sie merzerisiert und indanthren gefärbt. Es gibt Kunstseide! In immer neuen Verspinnungen bringt die Maschine Effektgarne hervor. In einer Reichhaltigkeit der Farbskala, die es ermöglicht, auch den Anforderungen des verwöhnten modernen Geschmackes zu genügen. So entstehen in alter Technik und altbekannten Garnen, in alter Technik und modernen Materialien Gewebe, die einen ganz eigenen Reiz haben und dem Raum, dem Kleid eine eigene Note geben.

Das ist die typische Sonderheit der handgeweb-

Zehn Brahmanen überragt ein Lehrer an Würde;
Zehn Lehrer überragt ein Vater,
Zehn Väter und wohl auch die ganze Erde
Übertrifft an Würde eine einzige Mutter.
Welcher Ehrwürdige kommt einer Mutter gleich?

Indischer Spruch

ten Stoffe, daß sie durch die Art ihrer Musterung und ihrer Struktur in bewußtem Gegensatz stehen zu den Maschinenstoffen. Ein mechanischer Webstuhl wird auf einen bestimmten Rapport eingestellt und rasselte Stücke herunter von 1000 Meter und mehr in einem und demselben Muster — es wäre ja anders gar nicht rationell; während der Handweber, indem er Fäden an Fäden reiht, jeden Augenblick die Möglichkeit hat, das Schiffchen aufzuhalten, Farben beliebig auszuwechseln, also wieder neu zu mustern. Dies gerade ist ja erst sinnvolle Arbeit, am Werkstück schöpferisch zu gestalten. Nirgends sinnvoller, als beim Weben: im ständigen Wechsel des Auf und Ab der Fäden dem Gedanken ewiger Bewegung in schöner Gestalt Dauer zu verleihen. Das verlangt aber den ganzen Menschen, einen Menschen, der mit seinem Wesen in der Heimat wurzelt, der mit diesem Handwerk ver wachsen ist. So hat auch jede der Handwebereiwerkstätten ihren eigenen Stil, stark heimatgebunden und bodenecht; oft besonders betont durch Eigenart der schaffenden Persönlichkeit. Und so sehen die Stoffe aus dem Schlesienschen anders aus als die aus der Eifel, aus Schlesien oder Süddeutschland.

Wiederum wesentlich bedingt durch den Charakter der Gegend führen Werkstoff und Technik zu deutlichen Unterscheidungen. Nur um ein Beispiel zu nennen: Im rauheren Klima Norddeutschlands und der Heide, da, wo die Schafzucht alljährlich einen schönen Ertrag an Wolle bringt, wird man jetzt eher einen Hochwebstuhl finden, als in Landschaften, die durch Flachsbau eine Bedeutung für die Leinenweberei haben. Ich gebrauchte den Ausdruck Hochwebstuhl. Das ist ein Webstuhl, an dem die Kettenfäden senkrecht gespannt sind, und zwar aus einem Material (Hanf, Jute, Fischnetzgarne), das von dem eingelegten Schußfäden aus Wolle vollkommen überdeckt wird, somit Gobelin- und Smyrna-technik ermöglicht, und zwar in reich figürlichen Mustern, während es bei dem Flachwebstuhl, bei dem also die Kette flach, d. h. waagrecht gespannt ist, hauptsächlich auf reine Flächenwirkung ankommt, auf Streifen- und Karowirkung, deren Ausdruck durch Bindungswechsel lebhaft gesteigert werden kann.

Farbgebung und Form der handgewebten Stoffe können so ihrem Zweck entsprechend gestaltet werden, daß sie sich stets in die Umgebung einfügen und dabei doch eine persönliche künstlerische Wirkung erzielen.

Eva Keergel

GOTT,

die nicht in ihrer Tiefe an dich rühren,
sind sich selber nur Spott.

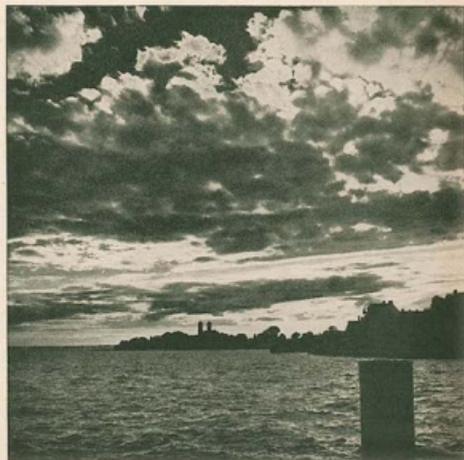
Sind wie Blumen im Glas,
die ihren Tod fruchtlos trinken.
Ich fühle das

und werfe mich dir zu Füßen,
alle deine Ewigkeiten erschauernd in mir zu wissen.

Hermann Claudius

Sonnenuntergang

Autn. C. Breuer-Courth, Stuttgart. Super Ikonta 6x6 cm



Welterleben — Menschen, Inseln, Ozeane, ein Reisebuch von Edgar Lajtha. Rowohlt, Berlin 1937, 288 Seiten, 72 Abb., RM. 4,80.

Lajtha, ein ungarischer Journalist, bringt in seinem vorliegenden Werke einen neuen Typ des Reiseberichtes zum Ausdruck. „Abenteuer, gefährliche oder harmlose, hat auf großen Reisen jedermann. Aber sie scheinen mir nicht das Wesentliche des Welt-Erlebens zu sein. Darum habe ich in diesem Buche meine Abenteuer auf der Weltreise lieber verschwiegen und habe nur erzählt, was jeder erleben kann, was allen offen steht. Die größten Abenteuer auf der weiten Welt — sind es nicht die Abenteuer des Auges?“

So reihen sich nicht Sensationen an Sensationen, sondern führt uns ein lebendiger Plauderer um die Erde. Von Berlin aus reisen wir mit ihm über Japan, Indien, China, Hawaii, Hollywood, Los Angeles, New York, Europa bis nach Budapest. Mit feinem Empfinden und Einfühlungsvermögen werden wir vertraut mit der Psychologie fremder Welten die aus ihrem Wesen verstanden sind, also frei — nicht durch die Brille des Darstellers — zur Schilderung gelangen. Diese Sicherheit der Beurteilung verbunden mit einer lebendigen Erzählerkunst ist eine der großen Stärken von Edgar Lajtha, dessen Führung rund um die Erde sich jeder gern anvertrauen wird.

Gerhard Isert

Nichts Neues in Hollywood

(Eine Probe aus dem Buche „Welterleben“, die an einem sonst sensationell erfassen Bereich den besonderen Wert des Buches von Edgar Lajtha anschaulich werden läßt.)

Hollywood

Kalifornien! Los Angeles! Man sieht nicht mehr die lächelnden Gesichter in Bronze, in Braun. Nun freut man sich aber doch, daß die Straßen belebt sind von weißen Gesichtern, man ist zwar noch viele tausend Kilometer weit von der Heimat, und doch fühlt man sich hier fast schon zu Hause.

Ein amerikanischer Publizist nennt die Kalifornier: „die in Kalifornien emporwachsende neue amerikanische Rasse“. Diese Menschen wollen geistig unabhängig und frei sein von jedem europäischen Einfluß. Nicht das europäisierte New York, nicht der amerikanische Osten, sondern hier der Westen soll die große Zitadelle des Amerikanismus werden. Man glaubt in Los Angeles, daß sich an der Küste des Pazifik die amerikanische Nation zu neuer Blüte entfalten wird. Und trotzdem sind die Menschen gerade hier sehr sorglos, sehr heiter und sehr kindlich. Ihre Kindlichkeit ist erfreulich und erfrischend. Sie haben keinen Krampf im Herzen wie die Japaner, sie haben keinen Krampf im Kopf wie wir Europäer, sie sind glücklich in ihrem Amerikanertum.

Vierzig Straßenbahnminuten sind es von Los Angeles in die Schwesterstadt Hollywood. Die Straßenbahn fährt, wenn man aus Los Angeles herauskommt, über eine breite, gut asphaltierte Palmenallee. Je mehr man sich Hollywood nähert, desto häufiger tauchen an beiden Seiten der Palmenallee große Geschäftshäuser auf. Die Allee wird zum Hollywood-Boulevard, der repräsentativen Hauptstraße der Filmmetropole.

Hollywood ist eine spottbillige Stadt. Man lebt in ihr ungefähr um die Hälfte billiger als in New York. In den Seitenstraßen des Hollywood-Boulevards kann man schon für sechs Dollar die Woche in einem reizenden kleinen Hotel wohnen, in einem großen Zimmer mit luxuriösem Baderaum. Ein ungarisches Restaurant zum Beispiel, das direkt am Hollywood-Boulevard liegt, verlangt für ein ausgezeichnetes Menü nur fünfzig Cent. Wintermantel braucht man in Hollywood nicht. Die Frauen gehen sehr häufig in langen, breiten Hosen à la Marlene Dietrich durch die Straßen.

Hollywood, das ist die Stadt der tausend Früchte des Meeres, der Sonne und der Berge.

Hollywood ist aber auch die Stadt der Wartenden. Da sitzen sie in den kleinen Hotelhallen und warten auf den Briefträger und warten auf das Telefon, sie warten auf den entscheidenden Brief, sie warten auf den entscheidenden Anruf. Jahraus, Jahrein, immer warten, immer hoffen. In der ersten Zeit, wenn sie es sich noch leisten können, mieten sie einen kleinen Sportwagen und fahren die breiten, endlosen Autowege hügelwärts. Auf die Gipfel der kühlen, grünen Berge... und schauen sehnsüchtig hinab auf die großen gläsernen Studiödächer und auf die vielen kleinen Bungalowwillen von Hollywood.

Die weltberühmten Studios von Hollywood überraschten mich sehr, weil sie gar nicht überraschen. Sie sehen gar nicht anders aus als die Studios von Berlin, von London, von Paris, von Tokio. Für den Laien aber sind sie große Attraktionen. Der Fremdenverkehr hat sich ihrer bemächtigt. Auf den großen Plätzen von Los Angeles stehen große Autobusse, mit denen Fremdenführer die Neugierigen für ein paar Dollar zu den Studios fahren, in die Studios führen und mit ihren Neugierigen das Mittagessen in den Studios einnehmen. Sie zeigen ihnen sogar die Stars, für den Dollar ist alles zu bekommen, sogar der Ruhm der Welt wird frei dresiert vorgeführt.

Jeder, der hier beim Film einen einträglicheren Posten bekleidet, ist für europäischen Besuch sehr dankbar und belohnt den seltenen Gast mit ungeheurer Gastfreundschaft. Er zeigt ihm Hollywood gewöhnlich so, als ob die ganze Filmindustrie sich um seine Person dreht. Überhaupt haben die Hollywooder ein gesundes Selbstvertrauen. Ich sprach mit meinem Friseur, der zugleich der Friseur einer großen amerikanischen Filmgesellschaft war, über einen europäischen Filmstar, der seine Feuerprobe bestanden hatte; der Friseur war sehr optimistisch. Er meinte zwar, daß diese berühmte europäische Schauspielerin, deren Namen im Herzen und auf den Lippen aller europäischen Backfische schwebt, nicht so besonders gewesen sei, aber der Friseur versprach: er werde sich was aus ihr machen.

Ja, es gibt in Hollywood Anstalten, nennen wir sie Schönheitsanstalten, die aus Schauspielerinnen Helden machen, echte Hollywooder Helden. Masken, Schminke und Fotos sind die Requisiten dieser Heldenfabriken, und der König dieser echt Hollywooder Branche ist Mister Factor. Er regiert seit dreißig Jahren, er war mit bei den Anfängen der Filmindustrie. Er hat eigenhändig fünfzehnhundert Stars geklebt, gekittet, geschminkt, frisirt, verschönt, er hat ihre kleinen Stupsnasen zu Napoleonnasen gemacht, ihre dünnen Augenbrauen zu buschigen Heldenbrauen geformt, er hat aus berühmten europäischen Schauspielerinnen Musterhollywoodgirls gemacht, kurzum, er ist ein Tausendkünstler. Wir haben ja oft genug mit Grauen gesehen, wie unsere großen europäischen Schauspielerinnen ihr eigenes Gesicht verloren und ein anderes erhielten. Dies Schicksal war der Garbo beschieden, und Marlene Dietrich und Anna Sten und Lillian Harvey und Dorothea Wieck. Mister Factor ist oft genug schuld daran. — Mister Factor ist heute Dollarmillionär. Für die ausgefallensten Sorgen suchen die Regisseure bei ihm Hilfe. Mister Factor hat sich in seiner dreißigjährigen Hollywooder Tätigkeit der Mühe unterzogen, Maskenalbun, Fotoalben über historische Persönlichkeiten anzulegen. Was er in den letzten dreißig Jahren an Porträts, an Stichen, an Zeitungspublikationen, über Persönlichkeiten der Weltgeschichte und des Weltgeschehens aus Zeitungen und Zeitschriften, aus Prospekten und Alben aufreiben konnte, trieb er auf und schnitt es aus. Cäsar, Napoleon, Nero, die Pompadour, die Dubarry, Voltaire, Bismarck, Marie Antoinette, alle bekamen ihre dicken Extraalben. Im Grunde handelt es sich um höchst primitives Material. Aber trotzdem machte Factor aus diesem Material ein Riesenarchiv. Weil es in Los Angeles keine Filmfachbibliothek gab, wurde die Filmindustrie von Mister Factor abhängig. Alle Wege führten zu Mister Factor. Man schickte die Schauspieler zu ihm, der ihnen aus seinen Alben die historische Maske verpaßte. Die Filmindustrie vervollkommnete sich immer mehr. Auch die Alben des Mister Factor. Sein Name ist heute in Hollywood ein Begriff. Neben seinem Maskenstudio hat er sich auch eine Monstrefabrik gebaut. Alles, was mit dem Begriff Schönheit auch nur im entferntesten zu tun hat, wird von ihm hergestellt. Ich sah, wie Hautkrem sonnenweiß aus Riesenröhren quoll. Es war ein Spezialkrem gegen die

Strahlen der Jupiterlampen. Ich sah in seiner Monstrefabrik eine Riesemühle in ewiger Aktion. Säcke voll weißem Pulver wurden auf die Lastautos geladen. Sie enthielten nicht Mehl, sie enthielten Gesichtspuder. Den Jahresverbrauch einer europäischen Kleinstadt an Puder liefert Mister Factor in einem Tag in die Studios von Hollywood.

Es gibt Persönlichkeiten in Hollywood, die ein größeres Gehalt beziehen als ein europäischer Minister und die doch fast überzeugt sind von ihrer eigenen Bedeutungslosigkeit im Rahmen der amerikanischen Filmindustrie.

Einer meiner Freunde ist schon seit drei Jahren angestellter Autor bei einem Mammutkonzern. Er hat sein eigenes Arbeitszimmer auf dem Studiogelände. Jeden Donnerstag holt er sich sein Wochengehalt ab. Wegen dieser Aktion muß er nicht einmal durch den großen Torbogen in das Studiogelände fahren. Er hält mit seinem kleinen Wagen jeden Donnerstag außerhalb des Studiogitters vor einem kleinen Fenster, wo Löhne ausgezahlt werden, und empfängt so das Geld. Seit zwei Jahren und sechs Monaten hat mein Freund sein Arbeitszimmer nicht betreten. Seit zwei Jahren und sechs Monaten hat die dramatische Abteilung nicht nach ihm gefragt. Seit dieser Zeit hat er auch keine Zeile abgeliest.

Wie ist das möglich?

Er wurde mit einem dreijährigen Vertrag als Autor verpflichtet. Er sollte schreiben, was ihm einfiel, ganze Filme oder einzelne für die Stars der Firma berechnete wirkungsvolle Szenen, die man in diesen oder jenen Film einbauen konnte. Sechs Monate arbeitete er wie ein Pferd. Er reichte Dutzende von Exposé ein. Monat für Monat fragte er den zuständigen Dramaturgen, ob er denn die Sachen gelesen habe. Nein, sie waren noch nicht gelesen. Diese Antwort bekam er Monat für Monat. Endlich entschloß er sich, nicht eher wieder in sein Büro zu gehen, als bis er irgendeine Antwort über das Schicksal seiner Exposé erhalten habe. Also hatte er zwei Jahre sein Büro nicht mehr betreten, aber das Gehalt wurde ihm jede Woche pünktlich angewiesen und ausbezahlt. In einigen Monaten läuft nun der Vertrag ab. Was nun kommt, weiß er genau. Auch sein Schicksal wird nicht anders ablaufen, als das hundert anderer Hollywooder Autoren. Man entdeckt, daß der Vertrag abgelaufen ist, man stellt fest, was der Autor die drei Jahre geleistet hat, einen Bericht des Chef dramaturgen wird man nicht finden, also hat der Autor „nichts geleistet“ und man wird den Vertrag natürlich nicht erneuern.

Hollywood war eine der wenigen Städte, die mich enttäuschten. Gewiß, rein äußerlich war die Stadt ein Paradies. Ein Paradies mit Palmen, mit ewiger Sonne, mit Bergen, mit dem blauen Meer, mit herrlichen üppigen Früchten und vielen, vielen schönen Menschen.

Aber die Menschen, die sich in dieser Filmmetropole eine Position erobert haben, sind unsagbar eingebildet. Nicht die Amerikaner selbst, aber die prominenten europäischen Literaturlieblinge. Die glauben, daß ohne ihre Gegenwart Hollywood vom Erdboden verschwinden müßte, dabei ist ihr Kontakt mit der Industrie kein natürlicher, ihr Humor, ihre Einfälle, ihre Phantasie sind, wenn sie sich dem amerikanischen Publikum anzupassen versuchen, zu gekünstelt, zu geschraubt, zu intellektuell. Sie behaupten, sie könnten sich nicht entfalten, weil die Wünsche der Industrie sie zu geistiger Prostitution treibt. Aber diese Entschuldigung ist keine Entschuldigung, denn wenn es so weit ist, warum bleiben sie so lange Jahre in Hollywood? Warum sind sie nicht abgetreten, wie viele wahre Dichter aus Europa, die sich nicht zwingen ließen, etwas zu tun, was sie nicht verantworten können?

Am interessantesten für die ganze Entwicklung jedoch ist, daß der echte amerikanische Filmdichter in den Spitzenproduktionen mehr und mehr in den Vordergrund tritt.

Am nettesten ist in Hollywood der kleine Mann.

In einem Kamera-Geschäft am Hollywood-Boulevard wird mein Opernglas repariert. Ich warte, bis der Techniker die Arbeit gemacht hat. Der etwa dreißigjährige junge Mann spricht englisch mit deutschem Akzent. Ich rede ihn deutsch an. Ja, er ist geborener Deutscher, vor zehn Jahren verließ er seine Heimat, er bittet mich, am Abend sein Gast zu sein.

Um acht Uhr abends wartet er schon unten in der Hotelhalle. Der kleine Techniker ist auch ohne seine Arbeitsjoppe der kleine Techniker geblieben. Sauber, einfach, bescheiden. Er fährt aber seinen eigenen Wagen, eine dunkelblaue Buick-Limousine.



Entspannung

Aufn. Otto König

Hügel auf fahren wir ins Grüne. Vor einer kleinen, lieblichen Villa halten wir. Die Krone einer hohen Fichte schwebt über dem Häuschen wie eine schwarze Glorie.

Die Villa hat eine kleine, freundliche Wohnhalle. Ein Treppengeländer führt hinauf zu den Zimmern. Eine nette, junge Dame — die Frau des mittleren deutschen Anwalts mag so gekleidet sein — bringt Wermut. Sie ist seine Frau.

Schon über eine halbe Stunde unterhalten wir uns über Sauerkraut und Mae West, Münchener Bier und Wallace Baery, sie plötzlich eine Dame im Abendkleid die Treppe herabsteigt. Sie ist nicht ausgesprochen schön, sie mag etwa dreißig sein, sie ist aber sehr charmant, sehr freundlich, sehr vornehm. Das Abendkleid, das sie trägt, ist einfach, aber nicht billig. Drei teugele Rosen hängen von der linken Schulter. Es ist die Schwester meines Gastgebers.

Wir fahren aus.

Wir fahren durch Beverley Hills, das Villenviertel der Filmstars. Ich sitze neben der Schwester des Gastgebers im Wagen. Ich frage sie, ob sie auch beim Film tätig ist. Sie antwortet selbstlos: „Nein, ich bin Dienstmädchen, ich habe heute frei.“ Sie erzählt noch viel von ihrer Liebe zu Amerika und der grenzenlosen Achtung für ihre neue Heimat.

Sie zeigen mir jetzt Hollywood, und der nette kleine Mann am Volant macht den Fremdenführer. Unser Wagen parkt vor dem Haus der Joan Crawford. Wir haben Zeit, es zu bewundern. Hier wohnt Marlene Dietrich, dort Harold Lloyd, dort der Vater der Micky-Maus, dort Clark Gable. Die breiten Parktore zu den Filmvillen sind offen. Unser Wagen fährt durch die Torbögen ein, umkreist die Parks, fährt an den Hauptportalen dicht vorbei und wieder durch die Parktore hinaus.

Wir fahren am Trocadero vorbei. Das ist die Bar der großen Stars. Hier halten wir nicht. Wir fahren vorbei... und landen in einem deutschen Bierlokal. Man glaubt in München zu sein. Die Kellnerinnen tragen Dirndlkostüm und schleppen Maßkrüge voll schäumenden Bieres und unter dem Mond von Hollywood werden Schuhplattler getanzt und Walzer, aber von fern rauschen die Wellen des Stillen Ozeans.

Edgar Lajtha

Ein wirklich netter Mensch!

„Ganz sicher, Herr Schulze, das ist alles recht nett!“, erklärte Müller, „bloß Ihren Freund Krause hätten Sie mir nicht vorstellen sollen. Bare zehn Mark hat er mir im Skat abgenommen!“

„Ja“, meinte Schulze, „habe ich Ihnen denn nicht gleich gesagt: Der Mann gewinnt bei näherer Bekanntschaft.“

Der Bart

„Nanu, seit wann trägt Karl einen Bart?“ „Seitdem ihm seine Frau die Schlipse kauft.“

Definition

Eine Kurve ist eine gerade Linie, nachdem man zu viele Schnäpse getrunken hat.

Dann natürlich!

Friedrich ist durch das Eis gebrochen. Pitschnaß klammert er sich an das Schild „Einbruchgefahr“.

Vom Ufer brüllt ein Schutzmann: „Konnten Sie denn nicht lesen?“

Brüllt Friedrich zurück: Was heißt hier lesen? Ich bin doch mit dem Schild hierhergekommen, um es aufzustellen.“

Nicht so eilig

Bei Dr. Rüstig läutet das Telefon. Der Arzt nimmt den Hörer ab und vernimmt: „Herr Doktor, mit meiner Frau ist etwas Schreckliches passiert. Sie kann ihren Mund nicht bewegen, bringt kein einziges Wort heraus.“

„Na, vielleicht hat sie einen Kinnbackenkrampf. Das ist nicht so ängstlich.“

„Glauben Sie wirklich, Herr Doktor? Dann hat es natürlich Zeit. Vielleicht sind Sie so freundlich und schauen nächste Woche einmal vorbei.“

Rohkost

„Meine Frau schwärmt sehr für Rohkost.“ „Meine Frau kocht auch nicht gern.“

Ein weiser Stadtrat

Eine kleine Stadt brauchte ein neues Gefängnis. Der Stadtrat versammelte sich, um über die Möglichkeit des Neubaus zu beraten. Die vorhandenen Geldmittel waren sehr knapp. Nach langer Verhand-

lung, die von häufigen Frühstückspausen unterbrochen war, wurde einstimmig folgende Entscheidung angenommen: „Wir beschließen hiermit den Bau eines neuen Gefängnisses. Die Steine für den Bau sollen dadurch gewonnen werden, daß das alte Gefängnis abgerissen wird. Bis das neue Gefängnis fertig ist, bleibt das alte in Benutzung.“

Zu spät

Eugen Sue, der Verfasser der „Geheimnisse von Paris“, konnte manchmal auch gegen sich selbst ironisch sein. So sagte er einmal zu einem Freund:

„Nun habe ich bald mein ganzes Leben gebraucht, ehe ich gemerkt habe, daß ich nicht zum Schriftsteller taue.“

„Und was willst du jetzt tun? Einen anderen Beruf nehmen?“

Eugen Sue winkte resigniert lächelnd ab: „Den Beruf wechseln? Das ist jetzt zu spät, wo ich ein berühmter Schriftsteller bin!“

Der Chesterkäse

Gerick, Englands berühmtester Hamletdarsteller, wurde einmal von einem vornehmen Gönner zu Gast gebeten. Am Schluß der Mahlzeit tischte man einen riesigen Chesterkäse vor ihm auf, und Gerick fragte halb in Verlegenheit, halb in Scherz, wo er das ungeheure Ding eigentlich anschneiden sollte.

„Wo Sie wollen“, antwortete der Gastgeber.

„Dann bitte ich, es bei mir tun zu dürfen“, sagte Gerick und ließ den leckeren Chester unter dem Lachen der übrigen Gäste abservierend in sein Haus schaffen.

2x30

Rentier X. feiert den 60. Geburtstag. Mit Tagesgrauen schon erweckt und erfreut ihn eine kleine Kapelle mit den ebenso schmetternden wie wohlgemeinten Klängen: „Schier dreißig Jahre bist du alt...“ Als sie das Lied wiederholt hat, bedankt sich X. mit dem Hinweis, daß er doch heute sechzig Jahre alt werde.

„Äben deswägen“, schallt es ihm begeistert entgegen, „zweimal dreißig macht sechzig!“

FÜR JEDEN FOTO-AMATEUR:

Mit rund 100 Adressen für den Bilder-Verkauf



4. Tausend RM. -/75

Das moderne Buch über Vergrößerungstechnik



DAS LUMIMAX-BUCH

2. Tausend RM. 1.75

Neue Möglichkeiten für jeden Foto-Liebhaber



FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

7. Tausend RM. 1.40

G. Hirth Verlag AG., München 2 NO

Nimm Dir fest vor:
Keinen Abend ohne
Chlorodont

Sehr gut erhaltene Jahrgänge der
„JUGEND“

1898 bis 1907 gebunden und
1914 bis 1918 ungebunden
zu verkaufen.

Ferner Simplicissimus 1916 bis
1918 ungebunden.

Preisangebote an das Anwalts-Büro
Holz, Tuttingen — Württemberg

Goldene Fotoworte

Das Vergrößern

Vergrößern ist keine Rekordsucht, Vergrößern ist Bildveredelung!

Vergrößern bedeutet also nicht, daß von jedem Negativ Bilder im Mindestformat 18x24 cm hergestellt werden, sondern stellt ein Verfahren dar, das den Aufnahmen erst ihre letzte Wirkungskraft verleiht.

Daneben hat es selbstverständlich den Sinn, aus den mit Recht so beliebten Kleinbilddarstellungen Positive in ausreichender Größe zu ermöglichen, die etwa bei 6x6, 6x9 oder 9x12 cm beginnt. Es ist aber auch richtig, aus einem 6x9-Negativ im Vergrößerungsverfahren ein 6x9-Positiv anzufertigen, das wohl quantitativ, also in der Größe dem Negativ entspricht, aber qualitativ oder inhaltlich verbessert wurde. Dieses Positiv wird als Albumbild bestimmt besser wirken als ein Kontaktdruck, der genau die negative Vorlage tonwertvertauscht reproduziert. Der Grund liegt nahe. Oft ist auf den Negativen viel zu viel abgebildet. Einzelheiten, die mit dem eigentlichen Motiv überhaupt nichts zu tun haben, die eher nur stören, finden sich dort.

Ein Bild kann in dieser Hinsicht zu viel Himmel, zu viel Vordergrund, zu viele Kleinigkeiten zeigen, die unsere Absicht überhaupt nicht recht zur Geltung kommen lassen, das Motiv überdecken. Hier muß rücksichtslos gestrichen werden. Damit dabei aber ein nicht zu kleines Bild entsteht, wird eine entsprechende Vergrößerung erforderlich.

Vergrößerungsgeräte gibt es in verschiedenen Ausführungen und Preislagen. Billig und doch sehr leistungsfähig sind die sogenannten Ansätze, die in Verbindung mit der Kamera ein vollständiges Vergrößerungsgerät ergeben. In die zweite Gruppe gehören Vergrößerungsapparate mit Objektiv und von Fall zu Fall zu regulierender Scharfeinstellung, in die dritte Gruppe Geräte mit automatischer Scharfeinstellung.

Für größte Sauberkeit des Vergrößerungsgerätes ist zu sorgen. Staub bedeutet für die Vergrößerung einen großen Feind, der sich im Bilde in Form heller Flecke bemerkbar machen kann und nur durch mühsame Positivretusche zu korrigieren ist. Scharfeinstellung und Bestimmung des richtigen Bildausschnittes müssen sorgfältig vorgenommen werden. Das fotografische Vergrößerungspapier gelangt in eine besondere Vergrößerungskassette, die keine Glasscheibe tragen soll. Die Kassette hat eingebaute Maskenbänder, liefert also einen weißen Bildrand und jedes beliebige Bildformat.

Vergrößerungsfehler sind eigentlich nur möglich durch Wahl eines falschen Papierhärtegrades sowie nicht richtige Belichtungszeit.

Für den Härtegrad des Papiers gilt wieder Anpassung an den Charakter des Negativs. Die Bestimmung der Belichtungszeit hat so zu erfolgen, daß das Bild nach rund

zwei Minuten ausentwickelt ist, um dann kurz gespült, fixiert und gewässert zu werden. Die Chemikalien entsprechen den im Abschnitt über das Kopieren genannten Fabrikanten.

Vergrößerungspapier wird hergestellt als sogenanntes Porträt- und Bromsilberpapier. Porträtpapiere besitzen eine geringere Empfindlichkeit als Bromsilberpapiere, können also auch noch gut zum Kopieren verwendet werden. Die Verarbeitung muß bei orangefarbenem bzw. rotem Dunkelkammerlicht stattfinden.

Besonders groß ist die Auswahl der Papieroberflächen unter den Vergrößerungspapieren. Weiße, elfenbein- und chamois-farbene Papiertöne stehen in glatter, glänzender, matter, stumpfer, rauher, gekörnter Oberfläche zur Verfügung. Die Musteralbum beim Fotohändler geben am sichersten ein Bild über die reiche Auswahl.

Selbstverständlich wird man die Wahl des Papiers entsprechend dem Bildcharakter vornehmen. Auch das Format der Vergrößerung spielt eine Rolle; kleine Formate verlangen kein grobes Papierkorn. Die Entwicklung der Negative wird im allgemeinen einer möglichst bedeutenden Vergrößerungsmöglichkeit entsprechend vorgenommen. Trotzdem kann es vorkommen, daß durch einen Entwicklungsfehler oder eine zu kurze Belichtung, die sich vielleicht nicht einmal vermeiden ließ, das Negativkorn sichtbar wird. In diesem Falle ist durch geeignete Wahl des Vergrößerungspapiers ein letzter Ausgleich geboten. Man wird rauhes Papier wählen, das einen leichten Glanz besitzt. Vergrößern bereitet von aller Mechanisierung. Vergrößern erst schafft letzte Gestaltungsmöglichkeiten. Wer an seinen Bildern Freude haben oder mit seinen Aufnahmen Freude bereiten will, soll immer daran denken. Zumal Vergrößern an sich nicht teuer als Kopieren ist.

Zu unserer Frage in Jugend 8

Im Fototeil der Jugend, Heft 8, hatten wir ein Bild abgebildet, das einen merkwürdigen Fotofehler zeigte. Es wurde die Aufgabe gestellt, diesen Fehler zu ermitteln bzw. die Ansicht hierzu mitzuteilen.

Es wurde von Doppelbelichtungen, von Blitzaufnahmen, Wasserspiegeln und tausend anderen Dingen gesprochen. Hier und da tauchte auch die wirkliche Ursache des Fehlers auf, die zu finden nicht leicht war:

Petersplatz in Rom
Aufn. Fritz Henle, Rolliflex
4 x 4 m. T. 2,8, Perseus-Film,
Juli, 12 Uhr, Blende 12, 1/10 Sek.

Nach der Belichtung wurde vergessen, den Verschluss der Kamera zu schließen, die Kamera also mit geöffnetem Objektiv vom Stativ geschraubt. Hierbei zeichneten die Lichtquellen dunkle Linien auf den Film, die im Positiv natürlich weiß erschienen. Da die Kamera mehrmals um sich selbst zu drehen ist, wenn sie vom Stativ geschraubt wird, treten die Linien parallel mehrfach nebeneinander auf. Das Foto ist sonst eine normale Nachtaufnahme.

Heute eine neue Frage:

Wie stehen Sie zum Filter?

Die Fotografie im Frühjahr verlangt eine möglichst getreue Wiedergabe der Farben. Denn die Natur steht bald im bunten Blütschmuck.

Damit ist notwendig verbunden, daß man sich Gedanken über das zu verwendende Filter macht. Es gibt ja bekanntlich Gelbfilter, Gelbgrünfilter und Grünfilter in verschiedenen Dichten. Auch ohne Filter ist oft schon eine günstige Farbwiedergabe möglich.

Wir möchten mit unserer Rundfrage erreichen, daß Sie sich etwas mit dem Filterproblem befassen. Deshalb bitten wir Sie, uns möglichst auf Postkarte kurz Ihre Ansicht mitzuteilen, also zu schreiben, welches Filter Sie verwenden, warum Sie es verwenden oder ob Sie kein Filter verwenden usw.

Ihre Einsendung erbiten wir bis zum 24. April an die Jugend-Schriftleitung im Isert-Verlag, Magdeburg, Halberstädter Straße 98. Wir werden 150 Einsendungen mit Literatur-Prämien auszeichnen, außerdem jedem Einsender eine grundlegende Abhandlung über Frühlingfotografie zu stellen, wo einmal neuartige Gedanken zum Ausdruck kommen.

Wir bitten um rechte regen Beteiligung, da wir diesmal ganz besonders neugierig sind!

DIE JUGEND-SCHRIFTLEITUNG

